

das Wort durchaus die Hauptsache und darum zeigt die oben besprochene Chormelodie „Goldene Phorminx“ eine so geringe, eigentlich musikalische Selbstständigkeit. Eine Grundbedingung eben dieser Selbstständigkeit fehlt ihr, der rein musikalische Rhythmus und der darauf fußende Bau des Ganzen, so wie er durch den Tact aufgeführt wird. Der Rhythmus war ganz der des Gedichtes; und ein besonderer Tact war ebensowenig ein Bedürfnis, weil ja dieser erst nöthig ist, wenn mehrere d. h. verschiedene Stimmen zu gleicher Zeit und in verschiedenen Zeitwerthen singen sollen. Als eine eigentliche Mehrstimmigkeit konnten wir aber das zeitweise Anschlagen von Quinten, Quartan und Octaven oder anderen Intervallen nicht bezeichnen.

So blieb denn noch eine große Summe von Erfindungen zu machen, ehe die Kunst der Töne zu selbstständigem Leben gelangen konnte. Mühevoll arbeitete der Geist der Menschheit weiter, und es währte noch fast ein Jahrtausend, ehe ein neues Princip gefunden wurde, das, die Erfindungen des genialen Griechenvolks benutzend gleich dem keilsförmigen Gewölbstein der Etrusker, einen neuen Kunststil begründen konnte. Und zwar gebar sich dieses Princip an einer Stelle, wo man von Kunst zunächst am wenigsten erwartet hätte, weil sie aller eigentlichen Kunstübung fern zu liegen schien, bei den uncultivirten Germanen. Der Geist aber, der dieses Princip als eine ihm nothwendige Sprache sich erzeugte, war derselbe, der die alte Welt mit all ihrer Herrlichkeit über den Haufen geworfen hatte, und der sich in ganz allgemeiner Weise mit dem Wort Christenthum bezeichnen läßt. Denn wie alle Kunst nur Aeußerung des inneren Lebens der Menschheit ist, so mußte sich auch in der Musik allgemach die Wandlung der Seelenstimmung enthüllen, die im ersten Jahrtausend nach Christi Geburt mit der Menschheit geschah. Dies näher zu betrachten, wird die Aufgabe des folgenden Abschnittes sein.

Die Urbewölkung Europa's.

Eine Uebersicht über die neueren Forschungen.

Von Oscar Schmidt.

4. Die dänischen „Rüchkenreste“.

Die Untersuchungen über das schweizerische Alterthum gestatten noch keine Schlüsse auf die Stammeseigenthümlichkeiten der Urbewohner. Unsere Mittheilungen wenden sich daher jetzt nach den Gestaden der Nord- und Ostsee. Dort heben sich die drei sich ablösenden Bevölkerungsn durch ihre Monumente von Eisen Bronze und Stein schärfer ab, die scandinavischen Forscher haben diese Folge längst festgestellt, und schon durch sie war der Rahmen gezimmert, in welchen die schweizerischen Resultate hineinpasteten.

Wir finden aber im Norden weit einfachere Verhältnisse der Urbewohner, welche unter dem Drucke klimatischer Unbilden viel kümmerlicher lebten. Denn das

Steinalter des Nordens dürfte so ziemlich mit dem der Schweiz zusammenfallen und es dürfte gefehlt sein, wenn wir aus der Thierzucht, Ackerbau und Weberei der Pfahlbauer schließen wollten, sie stammten aus einer späteren Periode als jene, welche noch auf der niedrigsten Stufe des Jäger- und Fischerlebens stehen. Es könnte demnach fast überflüssig scheinen, daß wir uns überhaupt mit der Urzeit des scandinavischen und deutschen Nordens beschäftigen. Aber einmal sind denn doch gerade die einfacheren Verhältnisse betrachtenswerth, dann aber, und das ist mir die Hauptsache, führt uns die Geschichte, besser Naturgeschichte der nordischen Urbewohner auf die ungeheuren Veränderungen, welche seit ihrer Existenz mit den Küsten und Festländern, Mooren und Landseen von Mittel- und Nord-Europa vor sich gegangen sind. Wir bekommen dadurch weitere Belege dafür, daß Geschichte und Geologie nur relative Begriffe, und setzen damit fort, was wir schon zum Verständniß und als Resultat der Forschungen über die Schweizerische Urwelt begonnen haben, das Einreißen der einst so fest geglaubten Scheidewand zwischen geologischer Vergangenheit und geschichtlicher Neuzeit.

In einem großen Theile von Mittel- und Nord-Europa, namentlich in Schleswig, Sütlund, den großen dänischen Inseln, Süd-Schweden finden sich theils unter, theils über der Erde eigenthümliche Steinsetzungen, bald Kammern, bald große Kreise oder Bierede, von Menschenhänden errichtet, welche in dem Munde des Volkes als die Denkmäler eines Riesengeschlechtes gelten und neben vielen anderen Namen die der Hünengräber und Riesenstuben führen. Es sind die Begräbnißstätten einer Urbewölkerung, welche ihre Todten auf deutschem Boden, theils verbrannt, theils unverbrannt beisezte, in den scandinavischen Ländern gewöhnlich unverbrannt. Aus den Beigaben der Todten sehen wir, daß Metall unbekannt war und nur Stein, Bein und Horn zu Waffen und Geräth benützt wurde. Bei den sogenannten Hünenbetten war das Grab auf einer mit Steinen umstellten Erhöhung, und Weinhold (*Die heidnische Todtenbestattung*, Wien 1859) findet es bezeichnend für die zahlreichen Gräber dieser Art, daß sie ober der Erde unter freiem Himmel liegen. Die Sonne, sagt er, scheint auf die Decke des Todtenbettes, Wind und Regen schlagen noch an die Wände, der Abgeschiedene wohnt noch unter dem Himmelzelte und ist ein Nachbar der Lebenden. Das offenbart eine freie und schöne Denkmahl und zeugt für eine nicht unbedeutende Bildung dieses dunklen Volkes. Eine andere religiöse Anschauung scheint die gleichzeitigen und mit denselben steinernen Beigaben versehenen unterirdischen Kammern errichtet zu haben. Der Volksglaube, sagt Weinhold weiter, schreibt diese Steindenkmale einem vertriebenen halbgöttlichen Geschlechte zu. Es hatte hier seine Wohn- und Werkstätten und seine Gräber hinterlassen und daraus entsprang die fromme Scheu, welche zur Erhaltung dieser Stein- und Erdbauten bis in unsere Tage wirkte. Vielleicht noch jetzt lebt hier und da der Glaube, daß die Zerstörer der Hünengräber und Grabhügel der rasche Tod erteile, und es kam vor, daß die Arbeiter, welche ein Hügelgrab öffnen sollten, sich nur Sonntags, während die Kirchenglocken der benachbarten Dörfer läuteten, dazu verstanden, indem sie sich dadurch geschügt meinten

Die verehrten Leser wissen schon aus der schweizerischen Urzeit, daß mit der Verdrängung dieser alteuropäischen Völker ein neuer Abschnitt in Bildung und Leben anhub. Auch die Todtenbestattung ward eine andere, und mit dem Moment, wo die Bronze erscheint hauten die neuen Stämme statt der Steingräber kegelförmige Grabhügel von Erde.

In Dänemark rühren von dem Urvolk der Steinzeit noch andere massenhafte Reste her, welche vielen des Aufhebens und Durchforschens nicht werth scheinen mögen und doch so reiche Aufschlüsse gegeben haben. Es sind die sogenannten Kjoekken möddinger, welches Wort nicht nur in den deutschen, sondern auch in den französischen Bearbeitungen der dänischen Originale beibehalten worden ist. Doch werden sich die Leser der „Revue des deux mondes“ wohl vergebliche Mühe damit geben. Kjoekke heißt Küche, mödding ein Haufe von Abfällen, Kjoekken möddinger sind daher die Küchenreste (was man in Steiermark Kaschpel nennt), die Anhäufungen der Abfälle von den Mahlzeiten.

In vielen Punkten der dänischen Küste finden sich oft ganz enorme Anhäufungen von Seemuscheln, welche man anfänglich für natürliche Ablagerungen des Meeres gehalten hatte. Da aber in solchen die zahlreichen Muscheln des Strandes in allen Altern und Größen und in regelmäßiger Schichtung vorkommen, in den gedachten Anhäufungen aber nur einige wenige eßbare Arten, vermengt mit Knochen verschiedener Thiere, ferner Steingeräthe, Scherben, Kohle und Asche, so wurde es klar, daß man hier den Wegwurf von Mahlzeiten mit zufällig hineingerathenen Erzeugnissen einer uralten Industrie vor sich hatte. Morlet vergleicht sie sehr treffend mit zoologischen Museen, welche einen Ueberblick über die von dem Menschen bei seiner Ankunft im Lande vorgefundene Thierwelt gewähren. Drei dänische Gelehrte von ausgezeichnetem Ruf, der Naturhistoriker Borjaa, der Geolog Forchhammer und der Zoolog Steensstrup haben mit vereinigten Kräften die Untersuchungen gepflogen und das Museum geordnet.

Die Kjoekken möddinger finden sich nur längs der Fjorde und Meerarme, wo der Wellenschlag nicht bedeutend ist. Sie liegen gewöhnlich unmittelbar am Ufer. Hier und da trifft man sie bis auf zwei geographische Meilen vom gegenwärtigen Strande ab; in diesen Fällen aber läßt sich nachweisen, daß das Meer einst bis an die Anhäufungen reichte und verdrängt wurde durch Versandung oder Lorbildung. Nicht nur Dänemark hat seine Küchenablagerungen, sie sind in Schweden ebenfalls entdeckt, in den Grotten bei Montana am Golf von Genua, an den Küsten des Feuerlandes und sonst noch. Sie erreichen eine Dicke bis zu zehn Fuß und werden bei einer Breite von 150 bis 200 Fuß bis über tausend Fuß lang. Ein sehr auffallender Umstand ist der, daß einige Küchenrestlager der jütischen Küste mit einer Geröltschichte bedeckt sind, worüber vielmals neuer Wegwurf angehäuft ist, ein Zeichen, daß eine Katastrophe die Muschellester weghieß. Wir werden dieses große Ereigniß kennen lernen.

Nicht selten bemerkt man in unmittelbarer Nähe der Küchenreste beträchtliche Anhäufungen einer kohlenartigen pulverigen Masse. Es sind dies Orte, wo die

Ureinwohner große Haufen einer Meerpflanze — *Fostera marina* — verbrannten, um ein gutes Salz daraus zu gewinnen; denn das Bedürfniß nach Salz ist eines der unabweislichsten. Die Eröffnung der Salzgruben verliert sich überall in das vorgezeichnete Alterthum, und in Africa z. B. werden die Völker des Sudans seit unvordenklichen Zeiten mit dem Salze von Bilma in der Sahara versorgt, von dem sie durch einen Zwischenraum von hunderten von Meilen getrennt sind.

Die vier Muschelarten, welche den größten Theil der Lager ausmachen, sind: Auster, Herzmuschel, Niesmuschel und die Uferschnecke. Diese vier Thiere sind eßbar, werden noch jetzt gegessen. Noch jetzt finden sich Herzmuschel und Uferschnecke in der Nähe der Kjoellen möddinger an der Ostseite Sütlands, sind aber bei weitem nicht so kräftig, wie sie ehemals waren. Die Auster aber ist fast an allen Orten, wo die Ureinwohner sie zu Millionen suchten, gänzlich erloschen. Sie kommt jetzt überhaupt nicht mehr im Gebiete der Ostsee vor, was kein Zufall ist, sondern mit der früheren Ausdehnung von Land und Meer zusammenhängt.

Von den Vögeln, welche man speiste, verdienen besonders zwei eine Erwähnung. Das häufige Vorkommen des Auerhahns zeigt, daß damals eine ganz andere Vegetation die dänischen Inseln bedeckte. Der Auerhahn verlangt Nadelholz, was jetzt in den Waldungen in Dänemark fehlt, und schon sein Vorkommen unter den Küchenresten beweist, daß die Ureinwohner zu der Periode lebten, wo das rauhere Klima eine Laubwaldvegetation nicht aufkommen ließ. Ein anderer sehr merkwürdiger Vogel des dänischen Steinalters war der große Pinguin. Seine sehr unvollkommenen Flügel erlaubten ihm absolut nicht, zu fliegen; er ist daher im Laufe der Jahrhunderte ausgerottet worden, wurde im 17. Jahrhundert noch hier und da gesehen und scheint jetzt vollständig vertilgt zu sein, während sein Name auf einen ihm ähnlichen Vogel der südlichen Halbkugel von den Seefahrern übertragen wurde. Er vermehrt somit die nicht kurze Liste von Thieren, die in Folge der Nachstellungen gänzlich untergegangen sind. Der nordische Pinguin war so fett, daß man auf den Färö-Inseln einen Docht durch ihn zog und ihn ohneweiters als Lampe benützte, und auf einer kleinen Insel an der Küste von Newfoundland gebrauchte man sie statt des Brennholzes und kochte den einen mit Hülfe seines Kameraden. Bei solcher Verschwendung mußte das arme Thier ausgerottet werden.

An Säugethieren, welche für das schweizerische Steinalter so bedeutend waren, ist das dänische Steinalter nicht reich. Die Hauptnahrung haben Hirsch, Reh und Wildschwein geliefert. Von wilden Ochsenarten kommt nur der Ur vor. Sparsam hat sich das Rennthier gefunden, einer der vielen Belege für das rauhere Klima. Wolf, Fuchs, Luchs, wilde Raqe, Marder und Otter fehlen nicht. Während nun aber das Urvolk der Schweiz aus dem Jägerleben sehr bald zu Ackerbau und Viehzucht überging, sind die scandinavischen Steinleute auf ihrer niedrigen Stufe geblieben und nur der Hund hat ihr jedenfalls kümmerliches Dasein als Haushier getheilt. Prof. Steenstrup überzeugte sich auf eine sehr einfache Weise, daß nicht eine wilde Hunderace, sondern eine solche existirt haben mußte, die fortwährend in der Gesellschaft des Menschen lebte. Von den von den Vögeln her-

rührenden Knochen der Küchenanhäufungen sind ein auffallend großer Theil die langen Flügel- und Beinnochen. An diesen sind aber ohne Ausnahme die Enden sehr unregelmäßig abgebrochen und abgenagt. Steenstrup sperrte nun Hunde ein und fütterte sie mit Vögeln. Es blieb nichts übrig, als genau dieselben Stücke, wie in den Küchenresten. Und um eine andere Probe zu haben, daß die Küchenreste wirklich das seien, wofür sie von den dänischen Forschern erklärt wurden, ließ er sich aus Grönland einige Centner eskimoiischen Küchenwegwurf bringen: Genau dieselbe Erscheinung; was die Eskimos nach fleißiger eigener Bearbeitung vor die Hütte werfen, kommt augenblicklich unter die Zähne der ausgehungerten Hunde, und dieselben Knochenstücke häufen sich an. Die grönländischen Küchenreste, nach den bei den dänischen Urküchenresten befolgten Grundsätzen untersucht, würden ein recht getreues Bild von dem Leben der Eskimos geben.

Studien eines Franzosen über die Staatsverwaltung.

Étude sur l'organisation administrative des États par **Gustave Lambert**.

(Paris 1862.)

II.

Betrachten wir nun die einzelnen Verwaltungszweige nach der Auffassung Lambert's:

Der Staat hat schon bei dem ersten Unterrichte, namentlich jenem des männlichen Geschlechtes, als des Trägers des Staatslebens, mitzuwirken, denn der Mann muß aus den Traditionen und Vorurtheilen der Familie heraus auf einen allgemeineren, dem Bedürfnisse und Fortschritte seines Volkes entsprechenden Standpunkt erhoben werden und muß lernen mit Anderen gemeinsam zu wirken, alles dies leistet nur der öffentliche Unterricht.

Derselbe beginnt allgemein erst mit 10 Jahren und umfaßt die Landessprache, die ersten Gedanken von Gott, Ursache und Wirkung, Gesetz und Regel, die Beschaffenheit und Bestimmung des Menschen, die allgemeine Moral, die für das praktische Leben nöthige Rechenkunde, das Messen der vorzüglichsten geometrischen Körper, der Zeit, der Kräfte, der Bewegungen, die ersten Grundzüge der Astronomie, der Physik und Chemie, der Kunde der Pflanzen und Thiere, der Bestandtheile und Einrichtungen des Landes, eine Uebersicht der Völker der Erde, eine Geschichte der vorzüglichsten großen Männer. Ein Katechismus, der alle 25 bis 30 Jahre umgearbeitet wird, enthält alle diese Gegenstände; wer ihn kennt, erhält das Zeugniß über den Primärunterricht.

Letzterem schließt sich der höhere (secondaire) Unterricht an, umfassend die für einen Mann von Bildung erforderlichen encyclopädischen Kenntnisse. Diese zerfallen in sechs Gruppen. 1. Schöne Litteratur der Landessprache, 2. Kenntniß der allgemeinen logischen, mathematischen, metaphysischen Gesetze, 3. der Gesetze